

FEUER IM KOPF

MEINE ZEIT DES WAHNSINNS

SUSANNAH CAHALAN

mvgverlag 

© des Titels »Feuer im Kopf« (978-3-86882-467-4)
2013 by MVG Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.mvg-verlag.de>

VORBEMERKUNG DER AUTORIN

»Dass es ein Vergessen gibt, ist noch nicht bewiesen; was wir wissen, ist allein, dass die Wiedererinnerung nicht in unserer Macht steht.«

FRIEDRICH NIETZSCHE

Wegen der Art meiner Erkrankung und deren Auswirkungen auf mein Gehirn habe ich nur Erinnerungsfetzen an tatsächliche Ereignisse und an kurze, aber lebhaftere Halluzinationen aus den Monaten, in denen diese Geschichte passiert ist. Der Großteil dieser Zeit ist ein weißer Fleck oder bleibt merkwürdig verschwommen. Nachdem ich physisch also nicht in der Lage bin, mir diese Zeit in Erinnerung zu rufen, war das Schreiben des vorliegenden Buches eine Übung, mit der ich begreifen wollte, was verloren gegangen ist. Unter Nutzung der Fähigkeiten, die ich als Journalistin gelernt habe, verwendete ich alle verfügbaren Quellen – Hunderte von Gesprächen mit Ärzten, Pflägern, Freunden und Familienmitgliedern; das Klinik-Notizbuch, das meine geschiedenen Eltern führten, um miteinander zu kommunizieren, Videoaufzeichnungen, die während meines Klinikaufenthalts von Klinikkameras von mir aufgenommen wurden, und Notizbücher über Notizbücher voll von Erinnerungen, Konsultationen und Eindrücken – die mir helfen sollten, diese sich mir entzogene Vergangenheit neu entstehen zu lassen. Einige Namen und typische Merkmale habe ich verändert, ansonsten entspricht dieses Werk vollkommen der Realität – eine Mischung aus Erinnerung und Reportage.

Dennoch muss ich zugeben, dass ich selbst eine unzuverlässige Quelle bin. Egal wie viele Nachforschungen ich auch betrieben habe, das Bewusstsein, das mich als Person definiert, war dabei nicht vorhanden. Zudem bin ich befangen. Es geht um mein Leben, daher dreht sich diese Geschichte auch um das alte Problem des Journalismus, nur hundertmal chaotischer. Zweifellos gibt es Dinge, die ich missverstanden habe, Rätsel, die ich nie werde lösen können, und viele Augenblicke, die vergessen und unbeschrie-

ben bleiben. Übrig geblieben ist die Recherche einer Journalistin über ihr tiefstes Inneres – Persönlichkeit, Erinnerung, Identität – bei dem Versuch, Vergessenes zusammenzutragen und zu verstehen.

VORWORT

Zuerst ist da nur Dunkelheit und Stille.
»Sind meine Augen offen? Hallo?«

Ich kann gar nicht sagen, ob ich meinen Mund wirklich bewege oder ob überhaupt jemand da ist, den ich fragen kann. Es ist zu dunkel, um etwas zu sehen. Ich blinzle einmal, zweimal, dreimal. In meiner Magengrube empfinde ich eine dumpfe Vorahnung. Das immerhin erkenne ich. Meine Gedanken formen sich nur langsam zu Sprache, als würden die Worte aus einem Siruptopf auftauchen. Wort für Wort kommen die Fragen heraus: Wo bin ich? Warum juckt meine Kopfhaut? Wo sind sie alle? Dann rückt die Welt um mich herum langsam in mein Blickfeld, es beginnt mit einer Lochblende, deren Durchmesser langsam größer wird. Gegenstände tauchen aus der Dunkelheit auf und werden allmählich schärfer. Es dauert eine Zeit, dann erkenne ich sie: Fernseher, Vorhang, Bett.

Sofort weiß ich, dass ich hier raus muss. Ich will mich aufrichten, aber etwas reißt mich zurück. Meine Finger berühren eine dicke Mesh-Weste um meine Taille, die mich im Bett hält wie eine – wie ist noch das Wort dafür? – wie eine Zwangsjacke. Die Weste ist an beiden Seiten mit zwei kalten Metallschienen verbunden. Ich greife mit den Händen um die Schienen und ziehe mich hoch, aber wieder schneiden die Gurte in meine Brust, geben nur wenige Zentimeter nach. Rechts neben mir ist ein geschlossenes Fenster, das zu einer Straße hin liegt. Autos, Yellow Cars¹. Taxis. Ich bin in New York. Zu Hause.

Bevor mich jedoch Erleichterung überkommt, sehe ich sie. Die lila Dame. Sie starrt mich an.

»Hilfe!«, schreie ich. Ihr Ausdruck verändert sich kein bisschen, es ist, als hätte ich nichts gesagt. Ich drücke wieder gegen die Gurte.

»Werden Sie wohl damit aufhören!«, sagt sie in einem leisen Singsang mit vertrautem jamaikanischen Akzent.

1 Yellow Car oder Yellow Cab oder kurz Cab nennt man die Taxis in New York.
(Anm. d. Red.)

»Sybil?« Aber das kann nicht sein. Sybil war meine Babysitterin, als ich noch ein Kind war. Ich habe sie seit meinen Kindertagen nicht mehr gesehen. Warum sollte sie beschlossen haben, heute wieder in mein Leben zu treten? »Sybil? Wo bin ich?«

»Im Krankenhaus. Sie beruhigen sich besser wieder.« Es ist nicht Sybil.
»Es tut weh.«

Die lila Dame kommt näher, ihre Brüste streifen mein Gesicht, als sie sich über mich beugt, um die Fesseln zu lösen, erst rechts, dann links. Als meine Arme frei sind, hebe ich instinktiv meine rechte Hand, um mich am Kopf zu kratzen. Aber anstelle von Haaren und Kopfhaut fühle ich eine Baumwollmütze. Plötzlich wütend, reiße ich sie herunter und hebe beide Hände, um meinen Kopf zu untersuchen. Ich spüre reihenweise Kunststoffkabel. Ich ziehe eines heraus – spüre dabei einen Stich in meiner Kopfhaut – und halte es auf Augenhöhe. Es ist rosa. Um mein Handgelenk trage ich ein Plastikband in Orange. Ich kneife die Augen zusammen, unfähig, mit meinem Blick die Worte zu fokussieren, aber nach einigen Sekunden werden die Blockbuchstaben scharf: FLUCHTGEFAHR.

TEIL 1

VERRÜCKT

Ich spürte dieses eigenartige Flügelschlagen im Kopf.

VIRGINIA WOOLF, Tagebuch einer Schriftstellerin.

KAPITEL 1

DER WANZEN-BLUES

Vielleicht fing alles mit einem Wanzenbiss an, dem Biss einer Bettwanze, die es gar nicht gab.

Eines Morgens erwachte ich und sah zwei rote Punkte auf der rotblau durchschimmernden Hauptvene, die durch meinen linken Arm verläuft. Es war Anfang 2009 und New York City wurde überwältigt von einer Wanzenhysterie: Sie infizierten Büros, Bekleidungsgeschäfte, Kinos und Parkbänke. Ich bin von Natur aus eher unbesorgt, dennoch wurden meine Träume zwei Nächte lang von fingergroßen Bettwanzen heimgesucht. Die Sorge war völlig berechtigt, nachdem ich jedoch meine Wohnung sorgfältig abgesucht hatte, hatte ich nicht eine einzige Wanze oder irgendeinen Hinweis auf ihr Vorhandensein finden können. Nur diese beiden Bisse. Ich bestellte sogar einen Kammerjäger, um meine Wohnung kontrollieren zu lassen, einen überarbeiteten Hispanoamerikaner, der die ganze Wohnung auf den Kopf stellte, meine Schlafcouch anhob und mit der Taschenlampe an Stellen leuchtete, die zu putzen mir noch nie eingefallen war. Er erklärte meine Wohnung für wanzenfrei. Das erschien mir unwahrscheinlich, daher bat ich ihn, wiederzukommen und die Wohnung zu desinfizieren. Es spricht für ihn, dass er mich drängte abzuwarten, bevor ich eine astronomische Summe dafür ausgeben würde, etwas zu bekämpfen, was er für eine Einbildung hielt. Aber ich drängte ihn dazu, überzeugt davon, dass meine Wohnung, mein Bett, mein *Körper* von Wanzen überrannt wurden. Er willigte ein, wiederzukommen und sie zu vernichten.

Besorgt, wie ich war, versuchte ich, mein zunehmendes Unwohlsein vor meinen Kollegen zu verbergen. Verständlicherweise wollte niemand etwas mit einer Person zu tun haben, die ein Wanzenproblem hatte. So ging ich am nächsten Tag so lässig wie möglich durch die Redaktionsräume der *New York Post* in meine Arbeitsnische. Sorgfältig versteckte ich meine Bis-

se und versuchte, locker und normal zu wirken. Nicht ganz »normal« zu sein, bedeutet bei der *Post* viel.

Auch wenn die *Post* bekanntlich von allen Neuigkeiten wie besessen ist, ist sie beinahe so alt wie die Nation selbst. 1801 von Alexander Hamilton gegründet, ist sie die Zeitung des Landes, die am längsten ohne Unterbrechungen erschienen ist. Im ersten Jahrhundert ihres Bestehens kämpfte sie für die Abschaffung der Sklaverei und unterstützte die Anlage des Central Parks. Heute sind die Redaktionsräume riesig und stickig, mit vielen Reihen offener Boxen und einer Überfülle von Ablageschränken, vollgestopft mit den ungenutzten, vergessenen Dokumenten vieler Jahrzehnte. Die Wände sind übersät mit Uhren, die nicht funktionieren, mit Blumen, die zum Trocknen mit den Köpfen nach unten aufgehängt sind, dem Bild von einem Affen, der auf einem Border Collie reitet, und einer großen Schaumstoffhand – einem sogenannten Foam Finger – der Six-Flags-Freizeitparks, alles Erinnerungsstücke an frühere Aufträge. Die PCs sind veraltet, die Kopierer haben noch die Größe kleiner Ponys. In einer kleinen Abstellkammer, die früher als Raucherzimmer diente, werden inzwischen die Vorräte an Arbeitsmaterialien aufbewahrt, dort hängt ein verwittertes Schild mit dem Hinweis, dass es das Raucherzimmer nicht mehr gibt, als würde tatsächlich versehentlich jemand zwischen diese Bildschirme und Teile der Videoausrüstung marschieren, um eine Zigarette zu rauchen. So sah in den letzten sieben Jahren meine exzentrische kleine Welt aus, seit ich dort als 17-jährige Volontärin angefangen hatte.

Besonders gegen Redaktionsschluss brummt der Raum vor Aktivität – klappernde Tastaturen, herumbrüllende Redakteure, schnatternde Reporter – das perfekte Klischee der Redaktionsräume eines Boulevardblatts.

»Wo ist das verdammte Bild zu dieser Bildunterschrift?«

»Wie kann es sein, dass er nicht wusste, dass sie eine Prostituierte war?«

»Welche Farbe hatten die Socken von dem Burschen, der von der Brücke gesprungen ist?«

Es ist wie in einer Bar ohne Alkohol, angefüllt mit Nachrichtenjunkies, die mit Adrenalin vollgepumpt sind. Die Rollenbesetzung der *Post* ist einmalig: Hier gibt es die aufgewecktesten Schlagzeilenschreiber in der Branche, die abgehärtetsten Jäger nach Exklusivberichten und Typ-A-Workaholics mit der chamäleonartigen Fähigkeit, praktisch mit jedem entweder

gut zu stehen oder spinnefeind zu sein. An den meisten Tagen herrscht in der Redaktion gedämpfte Stimmung, wenn jeder schweigend kurze Dokumente oder Interviewquellen durcharbeitet oder Zeitungen liest. Häufig, so wie heute, ist es in der Redaktion so still wie in einer Leichenhalle.

Auf dem morgendlichen Weg zu meinem Schreibtisch schlängelte ich mich durch die Boxenreihen, die mit grünen Straßenschildern aus Manhattan gekennzeichnet sind: Liberty Street, Nassau Street, Pine Street und William Street, Reminiszenzen an eine Zeit, als die *Post* an ihrem vorherigen Standort in der Innenstadt, am South Street Seaport, tatsächlich von diesen Straßen flankiert wurde. Mein Schreibtisch steht in der Pine Street. In der allgemeinen Stille ließ ich mich auf meinem Stuhl neben Angela nieder, meiner engsten Freundin bei der Zeitung, und lächelte ihr angespannt zu. Ich versuchte, meine Frage nicht zu laut durch den geräuschlosen Raum schallen zu lassen: »Weißt du irgendetwas über Wanzenbisse?«

Schon oft hatte ich scherzhaft gesagt, wenn ich je eine Tochter haben sollte, würde ich sie mir so wünschen wie Angela. Sie ist in vielerlei Hinsicht meine Heldin in der Redaktion. Als ich sie drei Jahre zuvor das erste Mal sah, war sie, milde gesagt, eine schüchterne junge Frau aus Queens, nur wenige Jahre älter als ich. Sie hatte von einer kleinen Wochenzeitung zur *Post* gewechselt und war seither unter dem Druck eines Großstadt-Boulevardblattes zu einer der begabtesten Reporterinnen der *Post* herangereift, die stapelweise unsere besten Storys ablieferte. An den meisten Freitagen sah man Angela spätabends, wie sie vier Storys gleichzeitig auf ihrem geteilten Bildschirm schrieb. Ich konnte nicht anders, als zu ihr aufzublicken. Jetzt brauchte ich wirklich ihren Rat.

Als Angela das gefürchtete Wort »Wanzen« hörte, rollte sie mit ihrem Stuhl etwas weiter von mir weg. »Erzähle mir bloß nicht, dass du welche hast«, sagte sie mit einem schelmischen Lächeln. Ich wollte ihr gerade meinen Arm zeigen, aber bevor ich meine Leidensgeschichte loswerden konnte, läutete mein Telefon.

»Bist du bereit?« Es war Steve, der neue Redakteur der Sonntagsausgabe. Obwohl er gerade einmal Mitte 30 war, hatte man ihn bereits zum Chefredakteur der Sonntagsausgabe ernannt, für die ich arbeitete, und trotz seiner Freundlichkeit schüchterte er mich ein. Jeden Dienstag hatte jeder Reporter ein Präsentationsmeeting, in dem er seine Ideen für die nächste

Sonntagsausgabe vorstellen musste. Als ich seine Stimme hörte, realisierte ich voller Panik, dass ich für dieses Wochenmeeting völlig unvorbereitet war. In der Regel konnte ich zumindest drei schlüssige Ideen vorstellen; nicht immer großartig, aber zumindest hatte ich immer etwas. Jetzt hatte ich gar nichts, nicht einmal genug, um mich mit einem Bluff über die nächsten fünf Minuten zu retten. Wie war das passiert? Es war unmöglich, dieses Meeting zu vergessen, ein wöchentliches Ritual, für das wir uns alle sorgfältig vorbereiteten, sogar an unseren freien Tagen.

Vergessen waren die Wanzen, mit weit aufgerissenen Augen schaute ich Angela an, als ich mit der gewagten Hoffnung aufstand, mir würde schon irgendetwas einfallen, wenn ich erst einmal in Steves Büro stünde.

Nervös ging ich die »Pine Street« zurück und in Steves Büro. Ich setzte mich neben Paul, Nachrichtenredakteur der Sonntagsausgabe und ein enger Freund von mir, der zugleich mein Mentor war, und das seit meines zweiten Studienjahrs. Ich nickte ihm zu, mied jedoch direkten Augenkontakt. Ich rückte meine zerkratzte große Annie-Hall-Brille zurecht, die ein publizistisch tätiger Freund einmal als meine persönliche Form der Empfängnisverhütung bezeichnet hatte, denn »niemand wird mit dir schlafen, wenn du diese Brille trägst«.

Einen Moment saßen wir alle schweigend da und ich versuchte, mich von Pauls vertrauter, überlebensgroßer Präsenz trösten zu lassen. Mit seinem vorzeitig weiß gewordenen Haarschopf und seiner Neigung, mit dem Wort »fuck« um sich zu werfen wie mit einer Präposition, ist er der Inbegriff des Urjournalisten und ein glänzender Redakteur.

Er hatte mir im Sommer meines zweiten Studienjahrs eine Chance als Reporterin gegeben, nachdem ein Freund der Familie uns miteinander bekannt gemacht hatte. Nach ein paar Jahren, in denen ich als Botin gearbeitet und Eilmeldungen und Informationen gesammelt hatte, mit denen ein anderer Reporter gefüttert wurde, der dann den Artikel schrieb, bot Paul mir meinen ersten großen Auftrag an: einen Artikel über Ausschweifungen in einem Burschenschaftshaus einer New Yorker Universität. Als ich mit einer Story und Fotos zurückkam, die mich beim Beer Pong² zeigten, war er von meiner Chuzpe beeindruckt; obgleich der Artikel nie gedruckt wurde, beauftragte er mich mit weiteren Storys, und so ging es weiter, bis ich

2 Auch Bier-Pong oder Beirut genannt, ein Spiel, bei dem Ping-Pong Bälle in Becher geworfen werden. (Anm. d. Red.)

2008 in Vollzeit angestellt wurde. Als ich nun völlig unvorbereitet in Steves Büro saß, konnte ich nicht anders, als mich wie eine blutige Anfängerin zu fühlen, des Vertrauens und Respekts von Paul nicht würdig.

Die Stille wurde lastender, bis ich aufblickte. Steve und Paul starrten mich erwartungsvoll an, daher begann ich einfach zu sprechen in der Hoffnung, es würde irgendetwas dabei herauskommen. »Ich habe da eine Story auf einem Blog gesehen ...«, begann ich, krampfhaft einige Fetzen vager Gedanken zusammenzufassen.

»Das ist nun wirklich nicht gut genug«, unterbrach Steve. »Du musst schon etwas Besseres bringen. Okay? Komm bitte nicht noch einmal mit leeren Händen hierher.« Paul nickte mit feuerrotem Kopf. Erstmals seit ich für meine Schulzeitung gearbeitet hatte, stand ich mit dem Journalismus auf Kriegsfuß. Ich verließ das Meeting, wütend auf mich selbst und bestürzt über meine Unfähigkeit.

»Ist alles in Ordnung mit dir?«, fragte Angela, als ich an meinen Schreibtisch zurückkehrte.

»Ja, ja, weißt du, ich bin einfach schlecht in meinem Job. Nichts Besonderes«, scherzte ich grimmig.

Sie lachte und zeigte dabei ihre charmant schiefen Schneidezähne.

»Ach komm, Susannah. Was ist denn passiert? Nimm es nicht so ernst. Du bist doch ein Profi.«

»Danke, Ang«, antwortete ich, einen Schluck von meinem lauwarmen Kaffee schlürfend. »Im Moment läuft es einfach nicht gut.«

Ich grübelte über das Desaster dieses Tages nach, als ich abends vom Gebäude der News Corp. Building an der Sixth Avenue Richtung Westen durch das Touristengewimmel am Times Square zu meiner Wohnung im Viertel Hell's Kitchen ging. Als wollte ich absichtlich das Klischee eines New Yorker Reporters erfüllen, hatte ich eine beengte Einzimmerwohnung gemietet, in der ich auf einer Ausziehcouch schlief. Aus der gespenstisch ruhigen Wohnung überblickte man den Hof mehrerer Mietshäuser, und es waren keine Polizeisirenen und grummelnden Müllwagen, die mich häufig weckten, sondern die Klänge eines Akkordeons, auf dem ein Nachbar auf seinem Balkon spielte.

Noch immer war ich von meinen Bissen wie besessen, obwohl der Kammerjäger mir versichert hatte, ich habe nichts zu befürchten. Ich bereitete

alles vor, damit er die Wohnung einsprühen konnte, und verbrachte die Nacht damit, alles wegzuerwerfen, worin Wanzen möglicherweise Unterschlupf finden konnten. Meine geliebten Ausschnitte aus der *Post* wanderten in den Müll, Hunderte von Artikeln, die mich daran erinnerten, wie bizarr mein Job ist: Opfer und Verdächtige, gefährliche Slums, Gefängnisse und Krankenhäuser, Zwölfstundenschichten, die ich fröstelnd in Fotografenautos verbracht hatte, darauf wartend, Fotos von irgendwelchen bekannten Leuten zu »schießen«. Jede Minute davon hatte ich geliebt. Warum empfand ich das alles plötzlich als so schrecklich?

Als ich diese Schätze in Mülltüten stopfte, blieb mein Blick immer wieder einmal an einer Schlagzeile hängen, darunter waren die größten Storys meiner bisherigen Karriere: Zum Beispiel die, als es mir gelang, ein Exklusivinterview im Gefängnis mit dem Kindsentführer Michael Devlin an Land zu ziehen. Alle Medien des Landes waren heiß auf diese Story, ich war nur eine Studentin im Abschlussjahr an der Washington University in St. Louis, aber Devlin sprach zweimal mit mir. Damit war die Geschichte aber noch nicht zu Ende. Nachdem der Artikel erschienen war, waren seine Anwälte außer sich und starteten eine Verleumdungskampagne gegen die *Post*, beantragten bei Gericht einen Maulkorberlass, während die örtlichen und nationalen Medien anfangen, im Live-TV über meine Methoden zu diskutieren und die Ethik von Interviews im Gefängnis und in der Boulevardpresse im Allgemeinen kritisch zu hinterfragen. Paul fing in dieser Zeit einige tränenreiche Anrufe von mir ab, was uns sehr verband, und letztlich stärkten mir sowohl die Zeitung als auch ihre Redakteure den Rücken. Auch wenn mich diese Erfahrung aus dem Konzept gebracht hatte, machte sie mir auch Appetit, und ich wurde von da an die hauseigene »Gefängnisreporterin«. Devlin wurde schließlich zu einer dreimal lebenslänglichen Gefängnisstrafe verurteilt.

Dann war da diese Story mit den Po-Implantaten, »Gefahr von hinten«³, eine Überschrift, die mich noch immer zum Lachen bringt. Ich musste undercover als Stripperin losziehen und mich bei einer Frau nach einer preiswerten Po-Verschönerung erkundigen, die diese illegal in einem Hotelzimmer in der Stadtmitte anbot. Als ich dort vor ihr stand, mit meinen Hosen um die Knöchel, versuchte ich, mich nicht beleidigt zu fühlen, als

3 Im Original: »Rear and Present Danger«

sie verkündete, sie müsste »pro Pobacke 1000 Dollar« nehmen, das war das Doppelte von dem, was sie einer Frau abgeknöpft hatte, die sich bei der *Post* gemeldet hatte.

Journalismus war aufregend; ich hatte es immer geliebt, eine Realität zu erleben, die »fabelhafter« war als jeder Roman, wobei ich noch nicht wusste, dass mein Leben soeben dabei war, so bizarr zu werden, dass es einer Titelgeschichte in meinem geliebten Boulevardblatt würdig wurde.

Obgleich ich bei dieser Erinnerung lächeln musste, wanderte auch dieser Ausschnitt auf den wachsenden Abfallhaufen – »wo er hingehört«, spottete ich, trotz der Tatsache, dass solche verrückten Storys das Leben für mich bedeuteten hatten. Dieses gleichgültige Wegwerfen meiner jahrelangen Arbeit empfand ich in diesem Moment zwar als Notwendigkeit, es war jedoch völlig untypisch für mich. Ich war eine nostalgische Sammlernatur, hob Gedichte auf, die ich in der vierten Klasse geschrieben hatte, und gut 20 alte Tagebücher aus meiner Zeit in der Mittelstufe. Obgleich kaum eine Verbindung zwischen meiner Wanzenhysterie, meiner Vergesslichkeit in der Arbeit und meinem plötzlichen Drang auszumisten zu bestehen schien, wusste ich damals noch nicht, dass eine Wanzenmanie ein Symptom für eine Psychose sein kann. Dieses Problem ist nur wenig bekannt, denn Menschen, die unter einem Dermatozoenwahn, der auch als Ekbon-Syndrom bezeichnet wird, leiden, konsultieren aller Wahrscheinlichkeit nach einen Kammerjäger oder Dermatologen wegen ihres eingebildeten Parasitenbefalls und keinen Psychologen oder Psychiater, sodass die Diagnose häufig nicht gestellt wird. Mein Problem, so stellte sich heraus, war bei Weitem größer als ein juckender Unterarm und ein vergessenes Meeting.

Nachdem ich Stunden damit zugebracht hatte, alles wegzupacken, um eine wanzenfreie Zone zu schaffen, fühlte ich mich noch immer nicht besser. Als ich dort neben den schwarzen Müllsäcken kniete, durchfuhr mich plötzlich ein schrecklicher Schmerz in der Magenröhre – diese wellenartige Angst, die man bei einer Tragödie oder einem Todesfall empfindet. Als ich wieder aufstand, fuhr ein scharfer Schmerz durch meinen Kopf, wie ein Migräneanfall, obgleich ich bisher nie daran gelitten hatte. Als ich ins Bad stolperte, reagierten meine Beine und mein Körper nur langsam und ich fühlte mich, als würde ich mich mühsam durch Treibsand arbeiten. *Ich bekomme wohl eine Grippe*, dachte ich.



Es war keine Grippe, genauso wenig, wie es in meiner Wohnung Wanzen gab. Wahrscheinlich jedoch hatte irgendein Krankheitserreger meinen Körper befallen, ein kleiner Keim, der alles in Bewegung setzte. Vielleicht ein Krankheitserreger von dem Geschäftsmann, der mich wenige Tage zuvor in der U-Bahn angeniest hatte und Millionen Viren auf uns Mitfahrer in dem U-Bahn-Wagen losgelassen hatte? Oder war der Erreger in irgendeinem Essen gewesen oder durch eine winzige Hautwunde in mich eingedrungen, vielleicht durch einen dieser rätselhaften Wanzenbisse?

Darüber denke ich immer wieder nach.

Die Ärzte wissen tatsächlich nicht, wie alles anfing. Klar ist, dass, »wenn dieser Mann Sie angeniest hätte, Sie lediglich eine kleine Erkältung bekommen hätten«. Bei mir jedoch kehrte sich das ganze Universum um und ich wäre um ein Haar für den Rest meines Lebens in einer Nervenheilanstalt gelandet.

KAPITEL 2

DAS MÄDCHEN IM SCHWARZEN SPITZEN-BH

Ein paar Tage später schienen die Migräne, das Präsentationsmeeting und die Wanzen wie eine ferne Erinnerung, als ich entspannt und zufrieden im Bett meines Freundes aufwachte. Am Vorabend hatte ich Stephen zum ersten Mal meinem Vater und meiner Stiefmutter Giselle in deren herrlichem Stadthaus in Brooklyn Heights vorgestellt. Es war ein bedeutsamer Schritt in unserer vier Monate alten Beziehung. Meine Mutter hatte Stephen bereits kennengelernt – meine Eltern hatte sich scheiden lassen, als ich 16 war, und ich war ihr immer näher gestanden, sodass wir sie auch jetzt öfter sahen –, mein Vater konnte jedoch einschüchternd sein, wie ich wusste, und wir beide hatten nie ein sehr offenes Verhältnis gehabt. (Obgleich Papa und Giselle bereits seit über einem Jahr verheiratet waren, hatten sie meinem Bruder und mir erst kürzlich von ihrer Heirat erzählt.) Es war jedoch ein herzliches und angenehmes Abendessen gewesen mit Wein und gutem Essen. Stephen und ich hatten den Abend als Erfolg gewertet.

Mein Vater gestand später, bei diesem ersten Treffen habe er Stephen eher als einen Platzhalter gesehen und nicht als dauerhaften Freund, doch ich konnte dem überhaupt nicht zustimmen. Zwar war es noch nicht lange her, dass wir uns verabredeten, Stephen und ich hatten uns jedoch bereits sechs Jahre zuvor kennengelernt, als ich 18 war und wir beide in demselben Plattenladen in Summit in New Jersey gejobbt hatten. Damals tauschten wir bei der Arbeit scherzhafte Neckereien aus, die Beziehung ging jedoch nicht tiefer, vor allem weil er sieben Jahre älter ist als ich – für einen Teenager ein undenkbarer Altersunterschied. Im vergangenen Herbst waren wir uns dann zufällig bei der Party eines gemeinsamen Freundes in einer Bar im East Village wieder begegnet. Wir hatten mit unseren Sierra-Nevada-Bierflaschen angestoßen und damit unsere gemeinsame Abneigung gegen Shorts und unsere Leidenschaft für Dylans *Nashville Skyline*

besiegelt. Stephen war attraktiv in dieser lässigen Ich-mache-die-ganze-Nacht-durch-Art: ein Musiker mit langem, ungepflegtem Haar, dem dünnen Körperbau eines Rauchers und einem enzyklopädischen Musikwissen. Sein attraktivster Zug waren jedoch immer seine vertrauensvollen und aufrichtigen Augen. Diese Augen, die nichts zu verbergen hatten, gaben mir das Gefühl, ihn schon immer zu kennen.

An diesem Morgen, als ich ausgestreckt in seinem Bett in seinem (vergleichsweise) riesigen Apartment in Jersey City lag, stellte ich fest, dass ich den Platz für mich alleine hatte. Stephen war bereits unterwegs zu einer Probe mit seiner Band und würde den Rest des Tages fort sein, ich konnte entweder den Tag hier verbringen oder gehen. Etwa einen Monat zuvor hatten wir uns gegenseitig unsere Wohnungsschlüssel gegeben. Es war das erste Mal, dass ich dies mit einem Freund gemacht hatte, aber ich zweifelte nicht daran, dass es richtig war. Wir fühlten uns rundum wohl miteinander, überwiegend glücklich, sicher und voller Vertrauen.

Als ich so dort lag, überkam mich jedoch plötzlich und völlig unerwartet ein zwingender Gedanke: *Lies seine E-Mails*. Diese irrationale Eifersucht war absolut untypisch für mich; ich war noch nie versucht gewesen, einen derartigen geistigen Übergriff zu begehen. Ohne jedoch wirklich zu überlegen, was ich da eigentlich tat, öffnete ich sein MacBook und fing an, durch seinen Posteingang zu scrollen. Ich schaute die alltäglichen E-Mails mehrerer Monate durch, bis ich triumphierend eine neuere von seiner Exfreundin entdeckte. In der Betreffzeile stand: »Gefällt es Dir?« Ich klickte die Mail an, mein Herz schlug wild in meiner Brust. Sie hatte ihm ein Foto von sich geschickt, auf dem sie mit Schmollmund und einer neuen rotbraunen Frisur verführerisch posierte. Es sah nicht so aus, als habe Stephen je darauf geantwortet. Dennoch musste ich das heftige Verlangen unterdrücken, dem Computer einen Hieb zu versetzen oder ihn durchs Zimmer zu werfen. Anstatt es dabei bewenden zu lassen, gab ich meiner Wut noch weiter nach und grub weiter, bis ich die Korrespondenz gefunden hatte, die ihre jahrelange Beziehung begleitet hatte. Die meisten dieser E-Mails endeten mit drei Worten: »Ich liebe Dich.« Stephen und ich hatten das bisher noch nicht zueinander gesagt. Ich klappte den Laptop zu, ich war wütend, ohne genau sagen zu können, warum. Ich wusste, dass er nicht mehr mit ihr gesprochen hatte, seit wir uns trafen, und dass er nichts Unpassendes getan

hatte. Aber ich fühlte mich nun gezwungen, woanders nach Anzeichen für einen Verrat zu suchen.

Ich schlich mich zu seiner gelben Ikea-Kommode – und erstarrte. *Was ist, wenn er Kameras laufen hat?* Also nee. Wer bitte fertigt Videoaufzeichnungen seiner Wohnung an, während er außer Haus ist, abgesehen von über-eifrigen Eltern, die einen neuen Babysitter ausspionieren wollen? Aber der Gedanke ließ sich nicht verscheuchen: *Was ist, wenn er mich beobachtet? Wenn dies ein Test ist?* Obgleich mich dieser mir unbekannte Verfolgungswahn erschreckte, hielt er mich nicht davon ab, die Schubladen aufzuziehen und seine Kleidung zu durchwühlen, sie auf den Boden zu werfen, bis ich den Haupttreffer gefunden hatte: eine Pappschachtel, die mit Aufklebern der Band dekoriert war und Hunderte von Briefen und Fotos enthielt, die meisten von Exfreundinnen. Es gab eine lange gerahmte Serie von Fotos aus einem Passfotoautomaten mit seiner letzten Exfreundin: Sie spitzten beide die Lippen, schauten sich sehnsüchtig an, lachten und küssten sich dann. Ich konnte es vor mir sehen, wie es passierte, wie das Daumenkino eines Kindes: Ich war Zeuge, wie sie sich verliebten. Als Nächstes kam ein Foto von demselben Mädchen in einem durchsichtigen Spitzen-BH, ihre Hände hatte sie auf ihre knöchigen Hüften gelegt. Ihr Haar war blond gefärbt, aber es sah attraktiv aus, nicht nuttenhaft. Unter den Fotos lagen die Briefe, eine Handvoll handgeschriebener Mitteilungen, die zurückgingen bis in Stephens Zeit als Teenager. Ganz oben ergoss sich dieselbe Freundin in Äußerungen darüber, wie sehr sie ihn während ihres Aufenthalts in Frankreich vermisste. Sie schrieb das Wort »ihr« falsch und gebrauchte statt *definitely* (»bestimmt, deutlich, eindeutig, endgültig«) »*defiantely*« (»trotzig«, Anm. d. Red.), was mich so erheiterte, dass ich in einer Art Gegacker laut auflachte.

Als ich nach dem nächsten Brief griff, sah ich mich selbst im Spiegel des Kleiderschranks, ich trug nur einen BH und Unterwäsche und hatte Stephens vertrauliche Liebesbriefe zwischen meine Oberschenkel geklemmt. Mein Spiegelbild warf mir eine fremde Person zurück; mein Haar war verstrubbelt und mein Gesicht verzerrt und fremd. *So etwas tue ich nie*, dachte ich angeekelt. *Was stimmt nicht mit mir? Noch nie in meinem Leben habe ich in den Sachen eines Freundes herumgeschmüffelt.*

Ich lief zum Bett und schaute auf mein Handy: Ich hatte zwei Stunden damit verbracht. Es kam mir vor wie fünf Minuten. Ein paar Augenblicke